Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 15

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635637

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Sie schüttelte stumm den Kopf. Ich entschuldigte mich also und ging meinen Hut holen, den ich auf einem Stuhl der Caféterrasse liegen ließ. Als ich zu ihr zurückkehrte, hatte die Fremde ihre Fassung bereits wiedergewonnen. Lächelnd, mit ruhiger Stimme, sagte sie: „Wirklich merkwürdig, daß wir uns hier treffen. Ich war, als ich Sie bat, dem Manne zu folgen, aus verständlichen Gründen sehr erregt. Nur so konnte es mir passieren, daß ich vergaß, Ihnen zu sagen, wo Sie mich nachher treffen würden. — Kommen Sie bitte, ich glaube, da drüben die Bar wird zu dieser Stunde leer sein . . ."

Während ich wortlos neben der Unbekannten herschritt, betrachtete ich sie von der Seite.

Ich hatte mir seit unserer Begegnung in Gedanken mehr als einmal ihr Bild rekonstruiert. Waren es bloß die südliche Sonne und der zauberhafte Hintergrund, die sie in meinen Augen jetzt noch um ein Vielfaches begehrenswerter erscheinen ließen? Sie war zweifellos ein wundervolles Geschöpf, das besagten schon die Blicke, mit denen sie Männer wie Frauen anstarrten.

In dem kleinen Lokal, das wir betraten, herrschte ein angenehmes Halbdunkel. Wir waren die einzigen Gäste.

Die Fremde schritt auf den von der Bar entferntesten Tisch zu. Sie bestellte einen Cocktail, und ich konnte mich überzeugen, daß sie französisch ebensogut sprach wie deutsch.

Nachdem die bestellten Getränke vor uns standen, sagte meine Begleiterin leise: „So, jetzt können Sie erzählen, Herr . ."

„Weindal", sagte ich.

„Ich heiße Milica Borgholm."

Ein merkwürdiger Name! Milica klang südslawisch, Borgholm skandinavisch. Wenn ich mich richtig erinnerte, war Borgholm eine Stadt auf der Insel Oeland. Es war mir auch nicht entgangen, daß die Fremde nur zögernd ihren Namen genannt hatte.

Ich berichtete nun, wie ich Williams gefolgt war und wie dieser in der Taxe den Tod gefunden hatte. Anscheinend war dies Milica Borgholm bereits bekannt, denn nichts in ihrem schönen Gesicht verriet Ueberraschung oder gar Bestürzung.

Da die Blätter Williams Tod berichtet hatten, wunderte mich dies nicht weiter. Nun dachte ich, daß es Zeit wäre, die Frage, die mich am brennendsten beschäftigte, endlich auszusprechen.

„Fräulein Borgholm, Sie werden meine Frage nur allzuverständlich finden: Was bewog Sie, mir den Auftrag zu geben, Williams zu folgen?"

Sie beantwortete meine Frage mit einer anderen.

„Sie wissen doch, wer Williams war?"

„Ein Verbrecher, der mit einer riesigen Beute nach Europa flüchtete."

„Ich sehe, Sie sind unterrichtet, Sie werden also auch wissen, daß der Raub in dem Floridaer Schloß eines Mr. J. B. Lawrence geschah. Lawrence ist mein Onkel, und ich war unter den Hochzeitsgästen, in deren Gegenwart der Raubüberfall geschah. Als ich Sie traf, befand ich mich seit ein paar Tagen in Berlin. Ich war gerade dem Manne und seiner Begleiterin durch einen der merkwürdigen Zufälle, die im Leben gar nicht so selten sind, auf der Straße begegnet. Da ich der Begleiterin von Williams folgen wollte, bat ich Sie, dem Manne nachzugehen. Es war gewiß sehr kühn von mir . . ."

Milica Borgholms Erklärung ließ mich unbefriedigt.

„Wäre es nicht viel einfacher gewesen, wenn Sie den ersten Polizisten auf der Straße auf die beiden aufmerksam gemacht hätten?" fragte ich.

„Sie wissen anscheinend nicht, daß damals Williams ganz und gar nicht der Täterschaft überführt war! Er wurde weder steckbrieflich verfolgt, noch lag etwas gegen ihn vor, das die Polizei berechtigt hätte, ihn festzuhalten. Daß der Mann so leichtsinnig war oder sich so sicher fühlte, daß er es wagte, einen Teil der Beute bei sich zu tragen, konnte ich natürlich nicht ahnen."

Fräulein Borgholm sah mich mit ihren großen grauen Augen an, wie Erwachsene Kinder anblicken, wenn diese dumme Fragen stellen. Trotzdem forschte ich weiter:

„Wie aber gelang es Ihnen, William zu erkennen? Befand sich denn Williams unter den Leuten, die, wie ich später hörte, mit vorgehaltenem Revolver in den Hochzeitssaal drangen?"

Wieder sah ich das nachsichtige Lächeln auf dem Gesicht meiner Begleiterin .

„Hätte man Williams dies nachweisen können, hätte er niemals die Gelegenheit gehabt, nach Europa zu reisen. Wahrscheinlich hat er das Schloß meines Onkels in Florida nie betreten. Er war der oberste Drahtzieher der Bande, der seine Untergebenen aus der Ferne lenkte. Ich habe Williams auf der Polizei zum erstenmal gesehen. Er wurde mir, wie auch den übrigen Gästen, gegenübergestellt. Selbstverständlich vermochte keiner von uns in Williams einen der Räuber zu erkennen. Aber mir genügte die kurze Begegnung, um Williams' Gesicht für immer in mein Gedächtnis zu prägen. Ich habe ihn in Berlin sofort wiedererkannt. — Sind Sie nun zufrieden?"

Die letzten Worte sagte Milica Borgholm lächelnd. Sie hob die langen Wimpern, die sich, während sie sprach, wie ein Schleier über ihre Augen legten und ihnen etwas Rätselhaftes verliehen.

Trotzdem — ich war noch nicht zufrieden.

„Warum aber gaben Sie mir fünfhundert Mark für einen so geringen Dienst, wie Sie ihn von mir verlangten?" fragte ich.

Sie lachte.

„Die Sache verhielt sich so, daß ich außer dieser Banknote, die ich gerade einwechseln wollte, nur etwas Kleingeld bei mir hatte. Ich befürchtete, Sie könnten meine Bitte, Williams zu folgen, ausschlagen. Darum gab ich Ihnen den Briefumschlag mit der darin befindlichen Banknote . . ."

„Das Geld steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung! Ich habe den Schein zwar nicht bei mir, er blieb in Deutschland."

Sie protestierte. Doch ich bestand darauf, ihr das Geld zurückzugeben.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Herr Weindal," sagte sie, „zu erzählen, was Sie hier in Monte Carlo machen?"

„Ich bin auf einer kleinen Vergnügungsreise", erwiderte ich ausweichend.

Ihr Blick verriet, daß sie meine Erklärung nicht glaubte. Warum sollte ich ihr nicht die Wahrheit gestehen? Ich zündete mir eine Zigarette an und sagte langsam:

„Meine Reise gilt der Frau, die sich in Williams Begleitung befand, als Sie mich auf das Paar aufmerksam machten . . ."

Milica Borgholm setzte das Glas, das sie gerade zum Munde gehoben hatte, klirrend nieder. Ihre Lippen öffneten sich zu einer Frage. Doch sie blieb stumm. Erst nach einer längeren Pause kamen die Worte:

„Warum interessiert Sie diese Frau?"

„Weil sie eine Komplizin Williams ist", antwortete ich.

Meine Worte waren von unerwarteter Wirkung. Milica Borgholm wurde sehr blaß, und dann fing sie leise zu weinen an.

6. Kapitel.

Ich blickte überrascht auf mein Gegenüber. Fast reglos saß Milica Borgholm da. Sie machte keinen Versuch, ihre Tränen zu verbergen. Der Barmann war bereits aufmerksam geworden. Als unsere Blicke sich trafen, sah er diskret beiseite. Mein Blick wanderte wieder zu dem jungen Mädchen. Tränen rollten langsam ihre Wangen entlang.

Ich konnte nie Frauen weinen sehen. Wie rührend und hilfsbedürftig jetzt Milica aussah! Ich vergaß ihre außerordentliche Schönheit, die ihr sonst etwas Unnahbares verlieh. Ich griff nach der kleinen schmalen Hand.

„Bitte, beruhigen Sie sich doch!" redete ich ihr wie einem Kinde zu.

Nach einem leichten Druck entzog sie ihre Hand der meinen. Sie griff nach der eleganten Handtasche aus schwarzem Roßhaar und begann sich vorsichtig die Tränen zu trocknen.

Dann war sie wieder die selbstsichere junge Dame.

„Verzeihen Sie den kleinen Nervenanfall! Ich war ein wenig überreizt. Nun ist es vorbei!"

Ich berichtete Ihr unaufgefordert den Grund meines Aufenthaltes in Nizza.

Sie hörte aufmerksam zu, ohne daß ich irgendwie Zeichen innerer Unruhe oder Erregung an ihr merken konnte. Entweder ging ihr die Angelegenheit doch nicht nahe, oder aber sie hatte sich jetzt mehr in Gewalt. Sie unterbrach mich kein einziges Mal.

Erst als ich geendet hatte, fragte sie: „Kann ich erfahren, welche Summe dieser amerikanische Detektiv Ihnen für Ihre Hilfe angeboten hat?"

Ich nannte den Betrag.

„Herr Weindal, falls Sie bereit sind, in meine Dienste zu treten, würde ich Ihnen das Doppelte zahlen", sagte sie in sachlichem Ton.

Ich sah sie überrascht an.

„Das Dreifache, Herr Weindal!"

„Leider unmöglich, Fräulein Borgholm! Ich bin dem Manne gegenüber eine Verpflichtung eingegangen, der ich mich, trotz Ihres verlockenden Angebots, nicht entziehen kann. Und dann: wozu brauchen Sie mich? Sie können die Unbekannte, im Gegensatz zu Bolton, auch ohne mich finden . . ."

Ein rätselhafter Blick traf mich.

„Vielleicht liegt mir daran, Herr Weindal, daß Ihr Detektiv die Frau nicht findet!"

„Ich verstehe Sie nicht!" rief ich verwirrt. Es kann doch nicht Ihr Wunsch sein, daß der geraubte Schatz nicht wieder herbeigeschafft wird?"

„Nein, das wünsche ich bestimmt nicht. Aber muß gerade dieser Bolton es sein, der ihn findet?"

War Milica Borgholm hinter der für die Wiederherbeischaffung des Raubes ausgesetzten Belohnung her?

Wenn es sich auch um eine sehr beträchtliche Summe handelte, so konnte ich es nicht ohne weiteres annehmen. Hatte sie, die Nichte des vielfachen Millionärs, es notwendig, die Belohnung einem Berufsdetektiv abzujagen? Nun, man konnte nicht wissen.

Schließlich ging es um die Riesensumme von 20 000 Pfund! Vielleicht spielte dabei auch ein gewisser sportlicher Ehrgeiz eine Rolle, steckt doch in den meisten Menschen ein geheimer Hang, den Detektiv zu spielen. Es wäre meinerseits unfair gewesen, meine Hilfe Bolton zu versagen, nur weil ein schönes junges und anscheinend etwas exzentrisches Mädchen sich vorgenommen hatte, ebenfalls Jagd auf die Millionenbeute zu machen.

Milica Borgholm hatte sich schnell überzeugt, daß sie meinen Entschluß nicht zu ändern vermochte. Sie drang in mich nicht weiter ein. Nach einem Blick auf ihre Armbanduhr rief sie erschrocken: „Schon fünf Uhr! Ich müßte längst bei meinen Gästen sein!" Und nach einer kurzen Ueberlegung: „Herr Weindal, haben Sie Lust, auf meiner Yacht in Gesellschaft einiger netter Leute eine Tasse Tee zu trinken?"

Eigentlich hätte ich die Einladung gern angenommen. Man wird nicht jeden Tag zum Tee auf eine Privatyacht eingeladen. Selbst in Monte Carlo nicht.

Außerdem, ich gestehe, das schöne Mädchen übte einen rätselhaften Reiz auf mich aus. Doch ich mußte nach Nizza zurück, wo mich Bolton erwartete.

Als sie den Grund meiner Absage hörte, meinte sie bedauernd: „Schade, ich hätte mich gefreut, mit Ihnen noch ein wenig zu plaudern. Geht es denn wirklich nicht? Ihr Detektiv wird Sie auf zwei Stunden noch vermissen können . . ."

Eigentlich hatte sie recht.

Sie sah, daß ich schwankte. Sie wiederholte die Einladung, und ich sagte zu.

Als ich die große, schneeweiße Yacht erblickte, konnte ich es noch weniger glauben, daß Milica Borgholm nur um der Belohnung willen es verhindern wollte, daß Bolton den geraubten Schatz fand. Ich nahm ohne weiteres an, daß die Yacht ihr oder ihren Eltern gehörte. Denn ich sah bereits von weitem den mit goldenen Buchstaben an die Bordwand gemalten Namen „Milica".

Ich verstehe nicht viel von Tonnage, doch das weiße Schiff mußte von beachtlicher Größe sein, denn am Heck sah ich als Heimathafen „Newport-News" angeführt. Die Yacht hatte also den Ozean überquert. Solch ein ozeanfahrendes kleines Luxusschiff aber kostete Unsummen.

Ein ebenfalls schneeweißes Motorboot brachte uns an Bord der Yacht.

Ich stand plötzlich zwischen einem Dutzend fröhlicher und lärmender Menschen. Sie begrüßten Milica Borgholm mit lautem Hallo und schienen über mein Auftauchen nicht im geringsten überrascht. Ich wurde den Damen und Herren vorgestellt, und dann setzte man sich zu Tisch.

Wie es sich herausstellte, waren wir insgesamt dreizehn Personen, doch schien sich von den Eingeladenen keiner von dieser ominösen Zahl beeindrucken zu lassen. Der lange, mit buntem Damast bedeckte Tisch stand auf dem Deck und wurde gegen die Strahlen der Sonne, die unter diesem Breitengrad, trotz der Jahreszeit, von beachtlicher Wärme waren, durch ein Sonnensegel geschützt.

Ich gestehe, ich fühlte mich unter den sorglosen jungen Menschen, die über mir ferne und fremde und an und für sich belanglose Dinge sprachen, etwas fehl am Platze. Erst als ich auf das Drängen von Milica mehrere der beißenden Cocktails getrunken hatte, taute ich auf. Ich gewann die Ueberzeugung, daß alle an Bord Anwesenden, bis auf einen jungen, sehr gut aussehenden Mann namens Jack Lowell, nur flüchtige Bekannte von Milica Borgholm waren. Aber auch dieser Jack Lowell gehörte nicht zu den Passagieren des weißen Luxusschiffes.

Reiste das junge Mädchen ganz allein? Es war kaum anzunehmen. Ich hörte mehrere Male einen gewissen „Jerry" erwähnen, der sich noch an Land befinden sollte.

Es wurde dunkel, und die Gäste machten noch keine Anstalten, die Yacht zu verlassen.

Ich dachte an Bolton, der in Nizza auf mich wartete, und bekam ein schlechtes Gewissen. Doch als Milica hörte, daß ich an Land wollte, protestierte sie lebhaft, und die Gäste, die unter der Einwirkung der Getränke recht aufgeräumt wurden, kamen ihr zu Hilfe.

Man stieß immer wieder mit mir an; auf mein Gehirn legte sich allmählich ein leichter Nebel. Die Lichter von Monte Carlo wurden immer verschwommener, die Tanzenden an Bord schienen gleich Gespenstern über die Fluten zu schweben. Ich nahm mich zusammen.

Da sah ich Milica Borgholm auf mich zukommen. Sie hielt ein Glas in der Hand. „Das müssen Sie trinken", sagte sie. Gleich darauf sah ich sie wieder mit ihrem Landsmann Lowell tanzen.

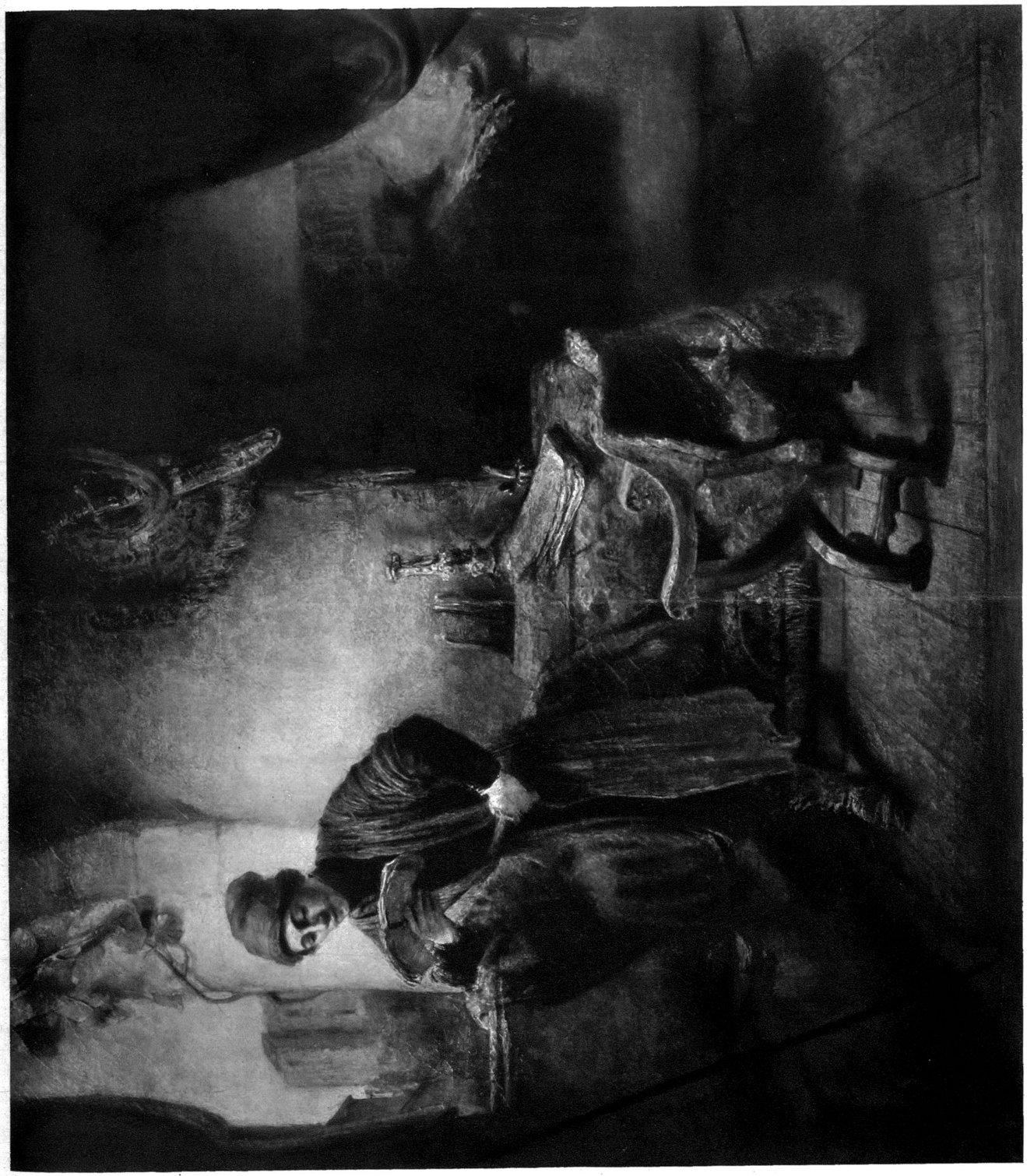
Gegen Mitternacht verließ ein Teil der Gäste die Yacht. Erst später gestand ich mir, daß vor allem der Umstand, daß Jack Lowell zu den Zurückbleibenden zählte, mich bewog, ebenfalls zu bleiben. Bolton, der in Nizza meiner harrte, war in nebelhafte Ferne gerückt.

Um zwei Uhr morgens setzte ein heftiger Regenschauer ein. Da die Yacht „Milica" ein Anzahl Gästekabinen besaß, bat uns Fräulein Borgholm, die Nacht auf dem Schiffe zu verbringen. Ihr freundliches Angebot wurde dankend angenommen.

Wenige Minuten später befand ich mich in einer kleinen, hübsch eingerichteten Kabine. Ich schlief sofort ein.

Als ich erwachte, war es taghell, und die Yacht bewegte sich vorwärts.

Fortsetzung folgt.



Rembrandt. Der Student

Reproduktion aus der Kunsthandlung Christen